

Bücher Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **12 (1932-1933)**

Heft 2

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heeres bis in alle Einzelheiten festzusetzen und überließ es Ausführungsgesetzen und Verordnungen, die allgemein gültigen Grundsätze den jeweiligen Bedürfnissen des Tages anzupassen. Die Verhandlungen in den Räten dauerten vom Oktober 1906 bis zum April 1907 und hatten eine neue Prüfung aller Einzelheiten des Entwurfes zur Folge, ohne jedoch zu Änderungen der Grundsätze zu führen. Die vom Entwurf vorgesehene Dauer der Rekrutenschule von 70 Tagen wurde schließlich durch einen Kompromiß auf 65 Tage herabgesetzt. Am 12. April 1907 fand das Gesetz in den eidgenössischen Räten endgültige Annahme.

Dagegen entbrannte sogleich ein geistiger Kampf im ganzen Volk darum, hervorgerufen durch das sozialistische Referendumsbegehren. Seit der Jahrhundertwende suchte die sozialistische Partei die Anhänglichkeit des Volksbewußtseins an die Wehrpflicht zu erschüttern. Ein Antimilitaristenbund forderte von 1905 an die Abschaffung der Wehrpflicht. Der vaterlandslose Pazifismus glaubte in den demokratischen Staatswesen der neutralen Schweiz ein fruchtbares Feld für seine Versuche zu finden. Die sozialistische Referendumsbewegung zog alle diejenigen in ihren Bann, die die Militärlasten zu beschwerlich fanden, oder die glaubten, die Neutralität allein verbürge schon unsere Unabhängigkeit. So kam das Referendum mit 88 245 Unterschriften zu Stande. Am 3. November 1907 aber bewies das Schweizervolk seinen Willen zur Selbstbehauptung mit der Annahme der neuen Militärorganisation durch 329 953 Stimmen und 121½ Stände gegen 267 605 Stimmen und 91½ Stände. Dieses Abstimmungsergebnis über eine dem Bund vermehrte Lasten bringende Vorlage stellt der Einsicht der Demokratie ein gutes Zeugnis aus. Die Schweiz hat diesen Entscheid denn auch nie zu bereuen gehabt. Ihre Armee hätte 1914 nicht so dagestanden, wie sie da stand, wenn das Ergebnis des 3. Novembers 1907 verneinend gewesen wäre. Wenn vielleicht in einigen Jahren das Schweizervolk wieder über eine neue Verfassung zu entscheiden hat, möge es sich vor Augen halten, daß ein Volk seine Daseinsberechtigung verliert, wenn es nicht gewillt ist, für seine Unabhängigkeit Opfer zu bringen.

Gottfried Zeugin.

Bücher Rundschau

Schweizer im Ausland.

Schweizer im Ausland, Von ihrem Leben und Wirken in aller Welt; herausg. von der N.S.G. und der Auslandschweizerkommission; Verlag Sadag A. G.; Genf.

In jenen Zeiten, da es noch keine Pässe gab, keine Einreisebewilligungen und keine Einwandererquoten, zogen jedes Jahr Tausende von Schweizern aus, die Welt zu erobern. Viele zerbrachen daran, sanken hinunter in die Hefe der Hafenstädte. Es verlor sich von ihnen jede Spur. Auch von den andern, die höher stiegen, erfuhr die Heimat oft wenig. Denn sie waren in ein anderes Volk eingegangen. Waren sie erfolgreich, dann stand in dessen Denkbüchern ihr Name verzeichnet. Die Heimat kannte sie nicht.

Heute wissen wir um diese Namen. Die Seiten aus jenen Büchern, in denen von Schweizer Kraft die Rede ist, sind durch A. Lätt in dem Werk „Schweizer im Ausland“ zusammengefügt. Und erstaunlich ist, was wir da vernehmen. Welten haben sie sich erstritten, diese Schweizer in fernen Ländern, von denen wir nicht einmal den Namen wußten. An uns ist es nun, zu bekennen, daß es zwei Schweizen gibt, die in der Mitte Europas, und die über den Erdball ergossene. Zwei Arten Schweizer: die, die zuhause den sichern Weg vorzogen, und die, die das Blut in Ferne und Fremde trieb. Die 4 Millionen hier, die 300,000 dort. In früheren Jahrhunderten bildeten jene anderen den Stamm unserer fremden Regimenter. Im ver-

gangenen Jahrhundert, als der Waffendienst kein Erwerb mehr war, trieb es sie in Handel und Verkehr, hinaus zur Siedlung in wilde Kontinente, zur Urbarmachung von Urwald und Wüste.

Seit die Gazetten mit Wort und Bild von ihnen melden, wissen wir etliches um die gegenwärtigen Zierden der Brüder im Ausland. Wir wissen um Ammann, Amerikas größten Brückenbauer, um Ulrico Hoepli, den bedeutendsten Verleger Italiens und einen der ersten der Welt, wir kennen Sir Arnold Theiler, den Veterinärarzt ganz Südafrikas. Wir lasen mit Staunen, welchen Goldregen der Bündner Kaufmann Gabonau seinen Heimattälern vermachte. Daß zwei Präsidenten Paraguays Schweizer Blut in sich tragen, hat uns gepriekelt. Doch damit und mit unserm Blutanteil am Präsidenten Hoover erschöpft sich das Wissenswerte noch keineswegs. Wer weiß denn von einem schweizerischen Bischof von Jerusalem und einem Erzbischof von Milwaukee aus helvetischem Samen, wer davon, daß ein Planta aus Bünden Oberbibliothekar des British Museums war, ein Guggisberg von Bern Gouverneur von Nigeria, ein Haldimand von Oberdon Generalgouverneur von Kanada, ein Munzinger von Olten Gouverneur im Sudan, ja daß ein Schweizer einst der Bank von England vorstand? Von Nigs Ministerschaft in Abessinien hört man wohl hie und da. Aber wer vernahm, daß der Sohn eines Schwei-

zers aus Wallenstatt als Höchstkommandierender die amerikanische Flotte befehligte?

Und die Wissenschaftler? Haller, die Zierde der Universität Göttingen, Leonhard Euler, die der preußischen und der Petersburger Akademie, Rousseau, der unsterbliche Sohn Genès! Auf diese ganz Berühmten kommen aber Hunderte in ihrem Spezialfach Berühmter, und Tausende, die zu Lebzeiten hochgeehrt waren. Euler war nur einer von jenen acht Schweizern, die unter Friedrich dem Großen ein volles Drittel der Sitze der preußischen Akademie belegten! Immer hat die Schweiz mehr Wissenschaftler ausgebildet, als sie selbst beschäftigen konnte. Sie entströmten ihr und haben die Welt befruchtet. Immer auch hat sie Napoleone des Fleißes und kaufmännischer und wirtschaftlicher Tatkraft geboren. In Venedig waren sie die pünktlichsten Steuerzahler, in Süditalien haben sie ganze Fabrikationszweige aus dem Boden gestampft. Die Volksschule Mexikos hat in geduldiger Arbeit ein Sohn Zürichs aufgebaut. Und Ackerbauminister von Holländisch-Indien ist zur Stunde ein Genfer Gelehrter.

Wir wännen unsern Stamm gern arm an Persönlichkeiten. Und staunend erkennen wir seinen Reichtum, wenn wir dieses Buch von den Schweizern im Ausland zur Hand nehmen, das jene Blätter, die in goldenen Lettern von ihnen melden, zusammengebunden hat.

Paul Lang.

Zur Politik der Gegenwart.

Karl Haushofer, Jenseits der Großmächte. V. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1932. 520 S.

Das bei uns geübte wissenschaftliche Denken vom Staate ist im wesentlichen bis heute beherrscht von einer statisch-formalen, in der Fläche bleibenden Einstellung zum Staate. Der Staat wird als feststehendes, rational voll erfassbares Betrachtungsobjekt zerlegt und die Lehre vom Staate aufgesplittert in eine Mehrheit von Disziplinen. Diese haben die starke Tendenz, sich autonom zu gebärden; die Sicht fürs Ganze geht verloren, ebenso der Sinn für die Synthese, und enge Teilaspekte werden mit dem Staat schlechthin identifiziert (Kelsen: Staat = ein System von Rechtsnormen). Als Folge zeigt sich auch in der akademischen Welt der Mangel an

Einsicht in das Leben des Staates. Demgegenüber gibt es eine organischere Auffassung vom Staate, die den Staat nicht bloß als starres Gerippe von Einrichtungen und Normen betrachtet, sondern die im Staat etwas lebendig Gewachsenes und Wachsendes sieht. Es ist Rudolf Kjellén, der in seinen „Großmächten“ die Lehre vom Staat als Lebensform darstellte. Das Leben entwickelt sich im Staat nach fünf Richtungen: als Reich, Volk, Haushalt, Gesellschaft und Regiment. Karl Haushofer hat mit hervorragenden Mitarbeitern zusammen (Haffinger, Maull, Obst) das Werk neu bearbeitet, sodaß das Buch 1930 unter dem Titel: Kjellén - Haushofer, Die Großmächte vor und nach dem Weltkriege, in 23. Auflage erscheinen

konnte. Das neue Buch „Jenseits der Großmächte“ ist als Ergänzung zu diesem Werk gedacht und behandelt in gleichem Geist die an politischem Raum und an Menschenzahl große Macht, die sich noch jenseits des unmittelbaren Bereiches der Großmächte befindet.

Mitteleuropa steht vor der großen Gefahr, irregeleitet durch amtliche Beruhigungsberichterstattung, hinter der Dynamik der Zeit zurückzubleiben, eine Gefahr, die umso ernster ist, als der angewandten Geopolitik mächtige Impulse im Sinn romanischer und angelsächsischer Aspekte erwachsen (Bowmans „New World, Problems of political geography“, de Martonnes „Europe Centrale“). Wir neigen stark dazu, im „juristisch rückgewandten Hinstarren auf das Besitzgefühl einer paragrafenreichen *lex lata*“ den Blick für das mit uns geborene Recht, um „Hand in Hand mit der *lex feranda*, dem sich wiederaufbauenden Naturrecht auf Selbsterhaltung zu gehen“, zu verlieren.

Der Band „Jenseits der Großmächte“ ist eine Sammlung von zwanzig selbständigen Beiträgen berufener Kenner der von ihnen behandelten Gebiete. Jeder Beitrag erhält seine lebendige Eigenart durch die Person des Verfassers; Überschneidungen und Wiederholungen sind bei einem solchen Werk nicht zu vermeiden, verstärken aber unbedingt die Lebensfülle des Gebotenen. Das Wertvolle an dem Buch sind der Wille und der Mut, die ungeheure Bewegungskraft, die latente und aktive Energie in all den Zerrungsräumen der Welt darzustellen, auch auf die Gefahr hin, dabei manche Idyllen zerstören zu müssen. Der immer mehr in den Vordergrund rückenden Notwendigkeit, sich auf harte Zeiten einzurichten, wird man gefasster, besser gerüstet ins Auge sehen, wenn man die ringenden Kräfte sieht, wie sie wirklich sind; wenn man sie von den Lügengeweben entschleiert, die sie verhüllend um sich breiten, und im Antlitz der Erde, auf der Karte und dem gewachsenen Boden untersucht, wie sie darauf bestehen können, und wie man sich selbst trotz oder neben ihnen behauptet.

In erster Linie seien die Beiträge des Herausgebers, Prof. Karl Haushofer, erwähnt über „Pufferräume, Rückhalts- und Schutzgebilde der eurasiatischen Zerrungszone im mitt-

leren und fernen Osten“, „Panajien“, „Panpazifische Vorstellungen und Machtkreise“ und „Obdachlose Minderheiten, Staatslose“. Prof. Maull, Graz, schreibt außerordentlich gut dokumentiert über „Die Lateinamerikanischen Staaten“, „Hellas und der hellenische Gedanke im Ostmittelmeer, der Osmanenrest in Europa Konstantinopel“ und „Panamerika“. Eine Zusammenfassung aus einem gleichzeitig erscheinenden größeren Werk stellt der Aufsatz von Prof. van Buren, Utrecht, über die Niederlande und ihr Kolonialreich dar, in dem er das selbständige Lebensrecht des Rheinmündungslandes begründet, und gleichzeitig die Notwendigkeit darlegt, den weiten Kolonialbesitz Hollands als gemeinsame kulturpolitische Angelegenheit Gesamteuropas zu betrachten. Aus der Feder von Prof. Erich Obst stammen die Aufsätze über den nahen Osten, sowie über den afrikanischen Kontinent.

Von hohem Interesse für die heutigen politischen Spannungsverhältnisse in Europa sind die Zustände in der europäischen Schütterzone zwischen den deutschen Ostgrenzen und den Westgrenzen der Sowjetunion, und zwischen der Ostsee und dem Mittelmeer. Dr. Kurt Trampler zeigt äußerst lebendig, wie die Friedensschlüsse von 1919 hier gesündigt haben. Es wurde weder auf die geopolitische Anlage des Raumes, die zu großräumiger Zusammenfassung drängt, noch auf die ethnopolitischen Notwendigkeiten, die zur Zersplitterung tendieren, Rücksicht genommen, noch wurde, was sich als notwendige Lösung aufdrängt, eine Synthese versucht. Die völlige Verkennung der Notwendigkeiten führte in diesen Räumen zu starken seelischen und wirtschaftlichen Spannungen, sodaß man sich bei einem näheren Studium der Verhältnisse fragen muß, ob wirklich die Abrüstungskonferenz den Hebel für die Befriedung Europas am richtigen Ort ansetzt und nicht vielmehr von den eigentlichen Konfliktquellen ablenkt.

Die Schweiz ist im Gesamtwerk hervorragend vertreten durch Dr. Hans Dehler. In einem historischen Überblick schildert er die Entfaltung der Schweiz in ihrem heutigen Lebensraum und die Kräfte, die unsere politische Entfaltung bestimmen. Ohne Zweifel befindet sich unser Land nach dem erfolgten Abbau seiner Neutralität und durch seine Verwicklung in die Ordnung der

neuen europäischen Vormacht, heute in einer unerquicklichen Lage und im Widerspruch zu seiner angestammten Politik, ein Gleichgewicht der europäischen Mächte nach Kräften zu fördern. Dem Anschluß an den äußeren Ordnungsbund einer unbedingten *status-quo*-Politik entspricht auch die innere Ausgestaltung des Staates mit der heutigen Aufspaltung des Volkes in viele aktionsunfähige Parteien ohne zukunftsweisendes Ziel. Die Problematik unserer Wirtschaftslage ist zum Schluß gut geschildert.

Im Rahmen der Darstellungen über die verschiedenen Pan-Bewegungen, zum Teil schon jahrhundertealt, zum Teil neuesten Datums, sei vor allem verwiesen auf die ausgezeichnete Aufzeichnung des Kräftespiels um „Panuropa“ durch *Karl C. v. Loesch*. Möglichkeiten und Projekte der europäischen Einigung werden untersucht. Den statischen Lösungen, die den inhaltlichen Umfang der Einigung möglichst bescheiden halten wollen, dafür aber mehr die Sicherungen für die Beibehaltung der heutigen Zustände und den räumlichen Umfang in den Vordergrund rücken, stehen die dynamischen Lösungsversuche gegenüber, die darauf verzichten, den Umfang der heranzuziehenden Staaten festzulegen, und die Entwicklung, entsprechend den geschichtlichen Erfahrungen, eher erkennen in einer organischen Einigung um mehrere Kerne.

Aus den übrigen Beiträgen seien noch erwähnt: „Belgien und der Kongostaat“, von Dr. Leyden; „Australien und Neuseeland“, von Prof. Geisler, sowie ein beachtenswerter Aufsatz über „Völkerbund, Weltorganisation und Pazifismus“, von Dr. Grabowsky.

Das Werk enthält eine sehr große Zahl von Kartenbildern; der statistische Anhang der „Großmächte“ wird am Schluß des Buches auch auf die übrige Welt ausgedehnt.

Für die Raumzuteilung war maßgebend, was die Herausgeber „von dem Anteil und Beitrag der einzelnen Völkerpersönlichkeit an der Gesamtkultur der Menschheit, vor allem ihrer Staatskultur halten zu müssen glaubten.“ „So ist es das Recht auf Völkerpersönlichkeit, auf ein Ausgestalten dessen, ein Werden, was man ist, soweit kein fremdes Lebensrecht dabei verletzt wird, und es ist der Anspruchsnachweis auf Lebensraum in dem Umfang, den ein Volk bisher

durch höchste pflegliche Behandlung des ihm anvertrauten Bodens, durch Kultur im engsten Sinn erwies, der diese zweite, abrundende Übersicht über die Gestaltung des politischen Lebens dieser- und jenseits der Großmächte, wie ein roter, leitender Faden durchzieht.“

Ernst Wolfer.

Karl Haushofer: Geopolitik der Panideen, Weltpolitische Bücherei, Zentralverlag Berlin.

Die politischen Verhältnisse auf der ganzen Erde sind in tiefgehendem Wandel begriffen; die Freiheitsbewegung der Kolonialvölker verändert alle Kräfteverhältnisse und scheint langsam ein anderes Bild der Erdkarte herbeizuführen. Durch den Zusammenhang im Befreiungstreben dieser Untertanenvölker beginnt sich auch die Front der Herrennationen zu verbinden und die Kolonialrivalitäten verlieren teilweise ihre Schärfe, was auf die europäischen Spannungen und Gegensätze einwirkt. Viele Teile der Welt erheben sich wieder zu einem eigenlebendigen Dasein, in Politik und Wirtschaft, während früher die Hälfte des Erdballes unter dem bestimmenden Einfluß der paar relativ kleinen europäischen Großmächte stand. So treten heute die natürlichen geographischen Zusammenhänge und Weltteileinheiten wieder stärker hervor, nachdem sie ein paar Jahrhunderte hindurch mehr oder weniger überdeckt waren durch die gewaltig übersteigerte Beziehung zu Europa.

Die kleine geopolitische Studie von Karl Haushofer beschäftigt sich mit den Panideen, die der geistige Ausdruck dieser großräumigen, übernationalen Lebensgemeinschaften sind. Sie schieben sich als neue politische Lebensformen, als Staatensysteme, zwischen die einzelnen Länder und die allgemeine Völkergemeinschaft, und der Völkerbund wird langsam mit ihrem Selbständigkeitswillen rechnen müssen, wie das Problem von Panamerika zeigt.

Haushofer betrachtet in kurzem, wesentlichem Überblick die Lebenskraft dieser Ideen, wie sie sich aus der bestimmten geopolitischen Struktur ihres Mutterbodens ergibt. Daß die Weltteile alten Stiles trotz vieler Ansätze nie zu einer tieferreichenden Vereinigung gelangt sind, liegt auch in der Anlage ihres geographischen Aufbaus begründet. Europas Gesicht ist so fast mehr nach den es umgebenden Meeren als nach

innen gewandt und die Mittelmeerländer zum Beispiel sind ebenso stark an die Lebenszusammenhänge dieses Meeres gebunden wie an das übrige Europa. Die Geschichte zeigt auch, wie stark hier immer das eine Ufer auf das andere eingewirkt hat und wie die Machtkräfte immer nach einem Übergang suchten. Nordafrika bildet mit Südeuropa und Vorderasien ein einheitliches Spannungsfeld. Zwischen Europa und Asien liegt der offene russische Raum, der die beiden mehr verbindet als trennt. Der europäische Osten war immer der Kampfplatz westlicher und östlicher Lebensformen. Die Gestaltung von Panuropa wird außer durch diese natürlichen Hemmnisse auch durch die gegenwärtige Organisation unseres Kontinentes erschwert, da Minderheitenkonflikte und ungerechte Grenzen die Beziehungen der Völker verbittern.

Doch gibt es in der Gegenwart andere, eher aussichtsreiche Zusammenschlußbewegungen, die den Namen von Panbestrebungen verdienen, weil sie einen großen übernationalen Raumzusammenhang ausfüllen wollen. Am eindringlichsten stellt sich die panasiatische Bewegung dar, die Ostasien bis Indien von den Europäern befreien will und die in der Vereinigung des japanischen und chinesischen und indomalaischen Lebenswillens eine Zukunftsmöglichkeit hat. Doch vorderhand siegt auch hier noch der kleinräumige Wille und Japan sorgt für seine Machtstellung im Gegensatz zu China.

Der Völkerbund findet kein positives Verhältnis zu diesen östlichen Strö-

mungen, da er vor allem der Ausdruck des Machtwillens der herrschenden Nationen ist und seine Institution eine Gewährleistung der bestehenden Rechtsverhältnisse bedeutet. So lehnen ihn die Asiaten als ein Instrument der Europäer allgemein ab. Haushofer bringt eine Fülle von Gedanken, die er mit geistreicher, leichter Hand skizziert. Solcher Überblick will nicht mehr sein, als ein kluger Hinweis auf den Reichtum und die Schwere dieser Fragen.

Otto Maull: Das geopolitische Erdbild der Gegenwart; Sammlung Börsen.

Weniger geistvoll und vielseitig, mehr in den ruhigen Bahnen des vorsichtigen gesunden Menschenverstandes bewegt sich die Arbeit von Otto Maull. Maull beschränkt sich auf die Einfachheit der großen Linien und gibt mit klarer Verständlichkeit den geographischen Aufbau der gegenwärtigen politischen Ordnung. Seine geopolitischen Ausführungen sind ausgezeichnet in der Beschränkung auf das Wesentliche und in dem Durchsichtigmachen der Zusammenhänge. Doch schweift der Autor auch auf das Gebiet kultureller Fragen ab, wobei er in zu vereinfachter Betrachtungsweise stecken bleibt. Er urteilt zu sehr vom zivilisatorischen Fortschrittsglauben, man kann fast sagen, der vergangenen Zeit, aus, während dessen Fragwürdigkeit doch heute besonders bewußt sein muß, da selbstverständlich scheinende Grundlagen der Kultur unsicher geworden sind.

Hans Böhi.

Bevölkerungsaufbau und Wohnungspolitik.

Dr. Curt Nawrakki: Bevölkerungsaufbau, Wohnungspolitik und Wirtschaft. Carl Heymanns Verlag, Berlin, 1931. L. 9.- RM.

In diesem, von der Gumarstiftung herausgegebenen wichtigen Buche sind zum ersten Male die Wechselwirkungen zwischen den Veränderungen des Bevölkerungsaufbaus und des aus ihm folgenden Wohnungsbedarfs, sowie der Wohnungsbaupolitik mit ihren wirtschaftlichen Folgen in einer sehr genauen, vergleichenden statistischen Arbeit dargestellt worden. Die Wohnungszwangswirtschaft im Nachkriegsdeutschland übersah diese Wechselwirkungen vollständig, richtete sich nach den einseitig beeinflus-

ten Schätzungen des Wohnungsbedarfs seitens der Wohnungsämter und betrieb deshalb im Wohnungsbau Fehlplanungen. Hätte sie sich an die Zahlen der ins heiratfähige Alter eintretenden Bevölkerungsschichten gehalten und Statistiken der jeweils in einer Ehe Lebüberlebenden berücksichtigt, dann wäre wenigstens ein Teil jener 33 Milliarden RM., die seit 1924 im Wohnungsbau und im Bauwesen der öffentlichen Hand angelegt wurden, nicht fehlgeleitet worden. Da aber die Summen zu diesen Bauten teils unmittelbar, teils mittelbar durch die Verschuldung der deutschen Industrie an das Ausland, im Auslande aufgenommen wurden und deshalb jetzt auch Zins-

zahlungen an das Ausland verlangen, ist die solcherweise zu Stande gekommene Verschärfung der Weltwirtschaftskrise in Deutschland in besonders starkem Ausmaße spürbar geworden, denn die Zinszahlungen an das Ausland schwächen verständlicherweise die Kaufkraft des innerdeutschen Marktes. Nawrański kommt deshalb zu der durchaus berechtigten Schlußfolgerung, daß sich „die Folgen der Neubautätigkeit nicht, wie angenommen wurde, in einer Ankurbelung der Wirtschaft, sondern in einer dauernden Festlegung von Kapital zeigten, wodurch von Jahr zu Jahr größere Beträge der produktiven Wirtschaft entzogen wurden. Kapitalverknappung, Zinserhöhung, Erhöhung der wichtigsten Materialpreise weit über den Friedensstand, waren neben den besonders starken Lohnerhöhungen im Baugewerbe die Folge. Andererseits führten sie zu einer über den Normalbedarf hinausgehenden Expansion wichtiger Industriebetriebe, so daß der durch die Konjunktur eintretende Rückschlag um so stärker wurde.“

Hier erhebt sich allerdings die Frage, die Nawrański uns in seinem Buche schuldig bleibt, ob nicht noch eine allgemeinere Ursache für die ungeheueren Fehlanlagen im deutschen Wohnungsbau von 1924—1930 ermittelt werden muß. Auf Seite 99 weist Nawrański darauf hin, daß auch der Wohnungsbau in der Vorkriegszeit je nach Konjunktur starken Schwankungen unterworfen war. Damit soll die von ihm gegeißelte Wohnungsbaupolitik der vergangenen sieben Jahre keineswegs verteidigt werden; seine Schlußfolgerungen sind durchaus zutreffend. Wir vermüssen indessen den großen konjunkturellen Rahmen, innerhalb dessen sich die Fehlinvestitionen der letzten 7 Jahre vollzogen haben und der ganz ohne Frage auch auf die Wohnungsbaupolitik dieser Zeit zurückgewirkt hat. Die

großen Konjunkturschwankungen der Nachkriegszeit und die ihr zu Grunde liegenden Ursachen sind leider in der zeitgenössischen Forschung noch viel zu wenig erkannt und auch Nawrański hat diese Zusammenhänge nicht gesehen und in seiner Arbeit nicht berücksichtigt, sonst wäre er sicherlich auch noch zu einer andersartigen Fragestellung durchgedrungen. Diese aber hätte gelautet: „Welche ursächliche Zusammenhänge bestehen zwischen der durch den Weltkrieg und die Tributzahlungen hervorgerufenen Eigentumsumschichtung und den Fehlinvestitionen im deutschen Wohnungsbauwesen?“ Stellt man erst einmal diese Frage, dann erhalten die Nawrańskischen statistischen Ermittlungen eine ungleich wichtigere Bedeutung, auf die wir hier nur andeutungsweise eingehen können. Der mit gepumpten Auslandsgeldern finanzierte deutsche Wohnungsbau ermöglichte erst den Transfer der deutschen Reparationszahlungen und damit die französische Tributpolitik. Ohne die sozialistische Wohnungsbaupolitik der Jahre 1924—1930 wäre der Transfer der deutschen Tributzahlungen nicht möglich geworden. Die Tributpolitik wäre viel früher gescheitert. Es hätte nicht zu den jetzigen internationalen finanziellen Verwicklungen kommen können. Ferner hätte Frankreich dann auch international keinen finanziellen Druck zu politischen Zwecken auf andere Mächte ausüben können. Gerade diese internationalen finanziellen und politischen Zusammenhänge würden durch die Nawrańskischen Untersuchungen eine neue wichtige ursächliche Begründung erhalten. Es wäre deshalb zu wünschen, daß bei einer Neuauflage des Buches gerade diese wichtigen Zusammenhänge berücksichtigt würden.

Kurt Seesemann.

Don Ländern und Leuten.

Daß trotz des polnischen Korridors die Festschrift von Reinhold Seuer: „Thorn“ (Deutscher Kunstverlag, Berlin 1931) zum 700-jährigen Bestehen der Stadt Thorn in der Reihe „Deutsche Lande, deutsche Kunst“ erscheint, möge nicht zu politischen Verwicklungen führen! Kulturell kann das Land an der untern Weichsel, insbesondere die Thorner Gegend, auch heute noch als „deutsch“ bezeichnet werden. Thorns Geschichte war

sehr bewegt. Nach einer mehr als 200-jährigen Zugehörigkeit zum deutschen Orden, der die Stadt 1231 gegründet und 1410 sein Tannenberg erlitten hatte, zerstörten die Bürger Thorns selbst die Ordensburg. Die Schutzherrschaft über das vom Orden abgefallene Land bot man dem Polenkönig an, „der sie gern übernahm“. Selten kam die Stadt während ihrer Polenzeit zur Ruhe; politische, konfessionelle und soziale Unruhen

bewegten sie oft heftig. Zweimal war Thorn von den Schweden besetzt, dann vier Jahre lang von den Russen; dann kam es an Preußen, um bald nachher, von 1806 bis 1813, seine Franzosenzeit zu erleben; Davoust hat die Stadt grauenvoll zugerichtet. Am 18. Januar 1920 zogen polnische Truppen ein und nahmen Besitz von der preußischen Stadt. Neun Zehntel der deutschen Bevölkerung wanderten ab. — Kurz ist der Überblick, aber er regt zur nähern Befassung mit der Geschichte solcher unverbüßlicher Plätze an. Eine wie ruhige Entwicklung war vergleichsweise unsern Schweizerstädten beschieden! — Über 50 sehr gute Bilder, meist auf Tafeln, zeigen, was von charakteristischen Bauten und Befestigungen noch übrig geblieben ist.

Eine andere Reihe: „**Völker von heute**“, herausgegeben von **Pierre Vovet**, Direktor des Rousseau-Instituts in Genf, mit **Hansgünther Gebhardt** (Neuer Breslauer Verlag) will lebendige Querschnitte durch einige Länder des neuen Europas geben. Land und Volk, Weltanschauung und Geistesleben, Kunst und Literatur, Recht und Staat und — je in einem 5. Heft — die Wirtschaft sollen von Fachleuten der betreffenden Nation dargestellt werden. Ohne Zweifel bietet es besondern Reiz und verspricht es tiefe Einblicke, Franzosen, Spaniern, Polen zu folgen, um zu erkennen, wie sie selbst sich sehen. Die Bändchen erscheinen in deutscher Sprache. Fragen drängten sich uns auf. Sind es immer nur Deutsche, die fremde Gesinnung kennen lernen wollen? Wäre es im Jahrzehnt des Völkerbunds nicht wünschenswert, wenn vielleicht auch Polen, Spanier, Franzosen einmal Deutsche auf Grund echter deutscher Aussagen sehen lernen wollten? — Eine noch bedenklichere Frage stellte sich nach dem Lesen des Heftes über geistiges Leben in Spanien von José Francisco Pastor. In wie weit sind andere Rassen fähig, in fremde Gedankenwelt einzudringen? Muß sie uns nicht vermittelt und assimiliert werden, angeähnelzt zuerst durch eigene Volksgenossen, die im fremden Land wohnten? Wie vieldeutig ein unerschöpfliches Kunstwerk wie der „Don Quijote“ bleibt, zeigt wohl Pastors Satz: „Don Quijote schuf den Mythos des Rittertums . . .“ Andere meinen, Cervantes habe jenen Mythos eher zerstört. Zwiespältiger als je erscheint

Spaniens Seele. Wir wenigstens sehen nicht, was die allzujunge Republik eintauscht, wenn sie Führern folgt, die aufrufen: „Nieder mit Don Quijote!“ (Unamuno) oder „Siebenfach muß man das Grab des Sid versiegeln!“ (Costa) oder „Wir müssen gegen die Tradition gehen!“ (Ortega y Gasset). — Widerspruch beweise, wie sehr die begrüßenswerte Reihe Leben vermittelt.

Um die Weltanschauung — falls sie eine besitzen — von Melanesiern kennen zu lernen, sind wir vorläufig immer noch auf nichtmelanesische Forscher angewiesen. Aber gewiß weiß **Eugen Paravicini** vom Seelenleben Primitiver mehr zu berichten als diese selbst. Seine „**Reisen in den britischen Salomonen**“ (Verlag Huber & Co., Frauenfeld) geben ein ungemein fesselndes Bild jener fernen Inselgruppe und ihrer Bewohner. Hauptzweck seiner Reise war die Beschaffung völkertundlichen Materials für das Basler Museum. Die Aufgabe war schwer, denn die ursprüngliche Kultur jener Stämme stirbt. Schon überzieht ein häßlicher pseudozivilisatorischer Firnis alles; bald wird echte Natur und ursprüngliches Leben auch in der Südsee verdorben sein. Der Kannibalismus ist zur Fremdenindustrie geworden. Wenn nämlich die sensationslüsternen Ladies aus den hochzivilisierten australischen Großstädten und einstigen Strafkolonien auf Dampfern Malaita anlafen, scharen sich martialische „Wilde“ um sie. Auf die Frage der neugierigen Damen, ob sie auch schon Menschenfleisch gegessen hätten, erhalten sie die grimmige Antwort „every day, every day!“ Um die interessante Behauptung zu bekräftigen, kneift der Eingeborne die Lady in den Arm und fletscht geringschätzig: „Du bist nicht gut zum Fressen“. — Dann wird photographiert und bezahlt. Anderswo weckt man Echo und Lawinen, bläst Waldhorn und legt Nationaltracht an. Es ist etwas Schönes um das Reinenmenschliche. — Nicht bloß über Humor verjügt der Basler Forscher; sein Werk ist überreich an wertvollen Beobachtungen; es bringt tiefsinnige Legenden und birgt echtes Naturgefühl. — In einer Grotte haust ein Geist, der dem Quell die Kraft eines Jungbrunnens verleiht. Einmal kam eine alte Mutter, setzte ihr Kind ins Gras und stieg ins Wasser. Als sie verjüngt zurückkam, erkannte das Kind sie nicht mehr; es schrie laut nach der Mutter, und alle Versicherungen,

daß sie ja die Mutter sei, waren fruchtlos. Das Kind ließ sich nicht trösten und schrie immer heftiger. Da stieg die Frau noch einmal in den Quell und bat den Geist, sie wieder alt zu machen. — Wenn Paravicini die Sonnenuntergänge bewundert, schweifen oft seine Gedanken über das unendliche Meer, und er träumte von fernen, schönen Ländern . . . Den besinnlichen Leser aber überkommt es, als ob er des Augustinus altes „cor nostrum inquietum est“ erlebte.

Die Ausstattung des Buches mit 3 Karten und 88 prächtigen Bildern erinnert an beste Reijewerke, deren Verlag bisher fast ausschließlich dem Ausland vorbehalten war.

Hat man anhand solcher Sonderschilderungen versucht, den Schleier der Maya für einige Winkel der Erde zu lüften, greift man gerne zu einem Buch, das alle Länder aus rascher Vogelschau überblickt. **Ewald Banse** gibt in seiner „**Neuen illustrierten Länderkunde**“ (Georg Westermann, Braunschweig, 1931) landschaftliche und seelische Umrisse. Er will nach Gebiet und Kultur zusammengehörige Räume als Einheiten betrachten, sie als lebendige Gesamtheit mit den Mitteln des Verstandes und des Gefühls erfassen und nach den hervorstechenden Zügen kennzeichnen. So befreit er sich kühn von der gewohnten Scheidung in 5 Erdteile. Alle europäischen Staaten, außer Rußland, finden wir in den Abschnitten: Germanisches Abendland (umfassend das Gebiet von Lappland bis zu den Alpen, von Irland bis gegen Polen), Mittelmeeres-Abendland und Halbasien. Bei so großzügiger Zusammenfassung muß da und dort üblichen Vorstellungen Zwang angetan werden. So wird mancher überrascht sein, Frankreich nicht bei den Mittelmeerländern zu finden. Als solche betrachtet Banse die iberische Halbinsel, Italien und den Balkan. In Halbasien liegen ihm Städte wie Warschau, Krakau, Bukarest, Budapest. Manches reizt zu Besinnung, Zustimmung, Widerspruch. Wenn oben Heuer Thorn noch als deutsche Stadt schilderte, so faßt Banse völkische, entstellungsgeschichtliche Beziehungen noch viel weiter: ihm gelten als Städte „Süddeutschlands“ auch Straßburg, Basel und Prag. Andererseits gehören Bern und Zürich wie Graz und Wien Banse's „Alpendeutschland“ an. Ein Herr Grellet wird gewiß einen „All-

deutschen“ wittern — horribile dictu. Wir glauben aber, daß vorläufig sowohl die schweizerische wie die tschechische Regierung von Mobilmachungen noch absehen dürften. Es handelt sich um rein landschaftliche und sprachliche Beziehungen ohne irredentistische Seitenblicke. Auf uns längst erlöste Deutschschweizer wirkt Banse's unpolitische Darstellung ebensowenig aufreizend wie etwa Goethe, wenn er auf dem St. Gotthard einen „Scheideblick auf Italien“ zeichnet. Daß ein Geograph Frankreich und die ganze Schweiz beim germanischen Abendland unterbringt, beunruhigt uns weniger als die Mitgliedschaft mit Cuba und Liberia beim gleichen politischen Verband.

In wenigen Strichen versucht Banse den Charakter der Volksseelen zu bannen, ein kühnes Unterfangen. Wir fragten uns schon bei Pistor's Aufsätzen über Spanien, wieweit es wohl möglich sei? Hier sucht nun ein Deutscher typische Züge auch ihm fernstehender Rassen objektiv zu erschaffen. (Das spanische Volk heißt ihm „der Don Quijote unserer Zeit und nicht mehr recht mitzählend“.) Im Grunde hat kein Beobachter wesentlich mehr gesehen als die bereits vom nie gereisten Kant in seiner „Anthropologie“ betonten Züge der Hauptvölker. Mögen nicht bestimmte Normaltypen und leider auch gewisse Gemeinplätze ein für allemal festgelegt sein? — Echte Wissenschaft wie wahre Neutralität müssen immer wieder darnach streben, Fehlurteile zu berichtigen. Sicher gibt es kaum eine „deutsche“ Tugend, die nicht auch manche Franzosen bewährten, kein „französisches“ Laster, das nicht in deutschen Städten seine häßlichste Form erreichte. Heute, da der unerwartete Widerstand der Chinesen weit mehr als jede Völkerbundsmaßnahme Shanghai für China zu retten scheint, werden wir gern das Schlagwort von chinesischer Feigheit nachprüfen. So mag denn auch der schlagfertige, muntere Banse in künftigen Auflagen (die wir seinem Buch wünschen) da und dort ein neben überraschend glücklichen Gestaltungen erscheinendes verschrobene's Urteil neuen Erfahrungen und tieferer Einsicht anpassen. Auch seine vielgelobte sprachliche Frische verträgt da und dort etwas weniger — Originalität („sumpfpulstes“ indisches Tiefland!). Der Zwang zur Gedrängtheit führt etwa zu Sätzen wie „Bologna ist als Sitz der ältesten abendländischen Universität (1158)

und als Wurstwarenplatz von Bedeutung“.

Jedenfalls ist aber auf bloß 323 Seiten ein ungeheurer Stoff in anregendster Form verarbeitet. Oft gestattet der Raum freilich nicht mehr als lebensprühende Andeutungen. 31 meist recht schöne Landschaftsbilder schmücken das Werk. In Haus und Schule wird es willkommen sein. Nur warnen wir Abiturienten, sich ausschließlich Banse anzuvertrauen. Sie fallen durch, wenn ihr Fachlehrer noch auf 5 Erdteile schwört und gar merkt, daß Banse im benützten Schrifttum auch Kipling, London, Gerstäcker, Gobineau erwähnt. Gottlob gibt es aber noch Gelehrte, denen das Leben mehr gilt als das Fach.

Banses deutsche Gesinnung und sein Herkommen von der Geologie erinnern an einige Kriegs-Reisewerke des Schweden **Sven Hedin**. Von ihm liegt ein neues Prachtbuch vor: **„Jehol, die Kaiserstadt“**. (F. A. Brockhaus, Leipzig, 1932), nicht eine der umfangreichsten, wohl aber eine der schönsten seiner Schriften. Freilich tritt der Forscher und Geograph Hedin hier hinter geschichtlichem Stoff zurück. Jehol ist — bald muß es heißen: war — der Sommeritz der großen Mandschu-Kaiser. Durch Herrscherwillen entstand inmitten der mongolischen Wüstenei ein Wunder der Bau- und Gartenkunst, ein Versailles, ein Potsdam Chinas. Eine Prunkresidenz und zugleich Klosterstadt mit lauzmaistichen Tempeln, ein Denkmal sowohl des höfischen Luxus wie politischer und religiöser Berechnung. Seine Kenntnisse und Erfahrungen befähigen Hedin, die Berichte alter chinesischer Handschriften, früherer Gesandtschaften und Jesuitenmissionen zu einem kulturgeschichtlichen Bild zu verschmelzen, das jeden Leser ergreifen muß. Schauriges wie Liebliches sah Jehol. Was wußten wir bisher von der Völkerwanderung der Torguten oder Kalmücken? Ihr Schicksal erscheint wie das Raunen uralter Sage. Und doch begann die Tragödie jenes Volkes erst am 5. Januar 1771. Hedin vergleicht den Auszug des Stammes von der Wolga nach China mit einigen weltgeschichtlichen Trauerspielen, wobei er noch den Aufbruch der Helvetier nach Gallien und ihren Zusammenstoß mit Caesar hätte erwähnen müssen. Die Geschichte der Torguten ist reich an dramatischen Verknüpfungen. Und wir untergehenden Abendländer haben allen

Grund, etwas schärfer auf jene ungeheuren Steppen und Schicksale hinzublicken. Die Relativität von Jammer und Glück, aber auch der Einschätzung anderer Völker lernt man aus hundert ethnographischen Zügen am ehesten erkennen. Als Lord Macartney 1793 die erste Gesandtschaft eines Königs von England an einen Kaiser von China nach Jehol führte, fanden prächtige Feste statt. Die Engländer glaubten, für Indien und ihren Handel Vorteile errungen zu haben; tatsächlich aber wurden sie von jenem Tag an in der chinesischen Liste der Völker geführt, die Tribut gesandt hätten. Kaiser Chienlung schrieb an König Georg III., er solle seinen Handelsleuten nicht gestatten, in China zu landen. „Es ist Deine unabweisbare Pflicht, Meine Gefühle ehrfürchtig zu achten und diesen Meinen Anweisungen jetzt und in aller Zukunft zu gehorchen, damit Du Dich der Segnungen ewigen Friedens erfreust“. — Anderswo lesen wir, daß 1860 französische und englische Truppen Peking erreichte und den reichsten Palast der Welt verbrannten. „Unerseßliche Kunstwerke und Handschriften gingen zugrunde. Es war ein gemeines Verbrechen gegen die Kultur und den gesunden Verstand“. Damals nannte Pettit die Franzosen und Engländer moderne Vandalen; seit damals galten die Europäer den Chinesen als Barbaren und Teufel.

Neben geschichtlichen, oft erschütternden Berichten bringt Hedin kulturhistorische Episoden von hohem Reiz. Die Treue der Prinzessin Hsiang Fei oder der Weg des Sänfenträgers zum allmächtigen Günstling sind Erzählungen, die Wahrheit mit dem Duft der besten Märchen aus 1001 Nacht vereinen. Man darf diese wundervollen Geschichten nicht zerplücken. Unter den 78 prächtigen Abbildungen gibt es zwei jener mohamedanischen Prinzessin Wohlgeruch, nach Gemälden des Paters Castiglione; ein Bild stellt sie in Renaissance-Rüstung, das andere als Schäferin dar. Die treue Schöne wurde erwürgt.

Wie Paravicini in der Südsee, so stellt Hedin in Jehol fest, daß er in letzter Stunde kam. Alles vermodert und zerfällt; was nicht allzu schwer war, wurde längst gestohlen. Der herrlichste Tempel ganz Chinas kann von Hedin und seinen Begleitern gerade noch nachgebildet werden — für Chifago.

Von den Dachkanten klingelten noch

kleine Bronzeglöckchen beim leisesten Luftzug ihr eintöniges Klage lied. Einst läuteten sie Feste und Siegesfeiern ein, jetzt stimmen sie die Totenklage über vergangene Herrlichkeit an. Alles ist eitel und Haschen nach dem Wind.

Karl Alfons Meyer.

* * *

Die neue deutsche Ausgabe von Hermann Knees des bekannten Werkes **Arthur Weigall: Echnaton, König von Ägypten und seine Zeit** (Schwabe, Basel, 1931) ist, was die Bilder anbetrifft, den letzten Forschungen der Deutschen Orientgesellschaft in Tel el Amarna angepaßt, ohne daß im Text auseinandergehende neuere Anschauungen der Ägyptologen in Bezug auf Kunst und Religion kritisch untersucht würden. Handelt es sich doch in dieser Biographie des religiösen Schwärmers auf dem Throne der Pharaonen um eine allgemein verständliche Darstellung. Der Gemahl der Königin Nefertiti (Nofretete) und Schwiegervater des Tutanchamon (14. Jahrh. v. Chr.) ist in seiner Eigenschaft als Friedensfürst, als Gründer einer dem Urchristentum verwandten monotheistischen Weltanschauung, als Dichter der lieblichen Hymne an die Sonne (Aton), welche augenscheinlich die Vorlage für den 104. Psalm bildete, und nicht zuletzt als Familienvater vom Verfasser mit eingehender Sorgfalt und großer Liebe geschildert. Dabei kommen ihm die zahlreich aufgefundenen Denkmäler der Zeit zustatten. Die Neugründung Amenhoteps (griechisch Amnophis), der im Kampfe gegen den Reichsgott Amon und die Priesterschaft von Theben seinen Namen „Frieden des Amon“ in Echnaton, d. h. „es ge-

fällt dem Aton“ änderte, „die Stadt des Horizonts“ bei Tel el Amarna wurde nach dem Tode des Königs verlassen. Der Wüsten sand überdeckte die Ruinen der Häuser und Gärten, die in trefflichem Zustande freigelegt wurden. Portraitstatuen, Reliefs, Wandmalereien traten zutage. In den „Tel el Amarna“-Tafeln aus gebranntem Ton mit Keilschrift ist der Briefwechsel zwischen den Königen von Ägypten, Babylon und Assyrien erhalten. So läßt Weigall zwischen den Glanzzeiten der 18. Dynastie, der die kriegerischen Vorfahren Echnatons mit dem Namen Thutmosis angehören, und der 19. Dynastie, der Epoche der gewaltigen Ramsesiden, vor unsern Augen eine eigenartige, zarte Idylle erstehen. Leichte, lustige Palastbauten aus Ziegeln, deren Wände, Decken und Böden mit herrlichen Malereien geschmückt sind, öffnen sich gegen wohl angelegte Gärten mit Kiosken und lotusüberdeckten Teichen. In den Tempeln des allliebenden, allgegenwärtigen Aton erklingen die goldenen Sistrum und werden ohne religiöse Schauspielerei einfache Opfer an Früchten und Blumen dargebracht. Ein Menschenalter später ist die aufgeklärte Naturlehre des königlichen Propheten, der mit kaum 30 Jahren ohne einen männlichen Erben verschied, wieder überwuchert vom altüberlieferten Polytheismus und Tierdienst. Der Name des „Frevlers und Rebers“ ist ausgelöscht auf den Denkmälern, selbst auf seinem Sarkophage, sodaß seine Seele nach den Anschauungen der Zeit verlassen und einsam an den Zäunen der Dörfer wimmerte und mangels Totenopfern auf den Abfallhaufen nach verdorbener Nahrung schnarrte.

Helene Meyer.

Rufer in der Wüste.

Wenn man das Leben, man darf wohl auch oft sagen das Treiben in der heutigen Philosophiegeschäfte überblickt, wird man unbedingt den Eindruck erhalten, daß sich die Philosophie als Wissenschaft an einem kritischen Punkte befindet. Sie ist im besten Zuge, ihre Würde als Wissenschaft zu verlieren. Erscheinungen, nicht unähnlich denen, die Kant in den glänzenden Vorreden zu seiner Kritik der reinen Vernunft so meisterhaft zeichnet, beherrschen wieder das Feld, und wenn er von einem Verfall in den „veralteten wurmfichtigen

Dogmatismus“ spricht, so wird man an unsere Popularphilosophie bis hinauf zu gerühmten Werken selbst von Universitätsgrößen erinnert. So ist auch nicht ausgeblieben, was Kant von der Philosophie der ihm vorangehenden Zeit sagt, daß sie „in Geringschätzung verfiel“. Es sind nicht die schlechtesten Köpfe, die heute der Philosophie die wissenschaftliche Existenzberechtigung absprechen, heute, da jede Sammlung geistreicher Worte, von denen man nicht so recht weiß, worin ihr Sinn besteht, als Philosophie der Tiefe gepriesen wird. Als

ein Rufer in der Wüste erhebt sich da **Dans Driesch**, mit seinem Buche „**Philosophische Forschungswege; Ratschläge und Warnungen**“ (Reincke, Leipzig). Auch wer Drieschs philosophische Eigenwege nicht zu den seinen machen kann, wird sich freuen, mit welcher Frische hier aller philosophischen Erleberei und Schauerei Fehde angesagt ist. „Jedem Einfall gibt man nach; „geistvoll“ und „modern“ um jeden Preis — das ist die Lozung“. Die Verbeugung vor einigen Vielgenannten im Vorwort ist begreiflich, und doch hätte ich sie lieber gemißt oder dann einen Hinweis darauf gewünscht, daß die Werke eines Witt, Scheler, Spranger zum mindesten in den Kreisen lebendigkeitsdurstiger Verehrer, in einer Weise gehandhabt werden, die dem Mißbrauch sehr nahe steht. Eine Darstellung gerade aus der Feder Drieschs, welches Unheil von dem dichtenden und erlebenden Urahn Dilthey ausgegangen, könnte vielleicht manches eingeschlafene philosophische Gewissen wieder wecken oder doch einen scharfen Scheidestrich ziehen zwischen denen, die die formale Logik noch nicht zum alten Eisen, sondern zum unerläßlich eisernen Rüstzeug jeder wahrhaft wissenschaftlichen Philosophie rechnen und den mystikomanen Bauchnabelbeschauern aus dem Lager der Lebendigkeitler. Wenn doch Drieschs Buch nur vor allem in die Kreise unserer scheinphilosophierenden Volksbildner einschlagen würde, könnte es die Wirkung eines Herkules im Augiasstalle tun. Möchte z. B. in den Konferenzen an Stelle der Wortspiele, die mit der „Psychologie“ getrieben werden, Auseinandersetzungen treten über jene nicht ungefährlichen Spiele, die Driesch aufdeckt, die Spiele mit den Worten organisch, wirken, idealistisch, Geist, Wert u. s. w. Ich schließe meine Empfehlung des wegweisenden Buches mit einem ihm entnommenen goldenen Wort: „Denkt an Hegels, von ihm selbst freilich nicht immer befolgtes Wort: „Die Philosophie muß sich hüten, erbaulich sein zu wollen“ — Philosophie ist nun einmal eine Denkangelegenheit, und ihr letztes Wort ist bekanntlich *der amor intellectualis dei*“.

Doch hat der philosophische Taumel, in dem unbezogene Worte, vor allem der „Geist“ eine so krause Rolle spielen, vielleicht auch sein Gutes. Er hat seinen Gegenpieler auf den Plan gerufen: den Philosophen, der wieder einmal, von Klarheitsbedürfnis getrieben, denken

will, auch wenn für das „Gemüt“ so direkt nichts abfällt. Haben solche Gegenpieler noch die Gabe, anregend, geistreich ohne Beigeschmack, einfach ohne Banalität zu schreiben, so können sie wohl vielen die Philosophie wieder zu einer ernst zu nehmenden Angelegenheit machen. Ein solcher neuer Führer, der alles eher verlangt, als daß man ihm blind folge, scheint mir **Bertrand Russell** zu sein. Sein Werk „**Mensch und Welt; Grundriß der Philosophie**“ (Drei Masken Verlag, München 1930) ist, bei aller Einfachheit, doch schwere Kost. Doch wer etwas Mühe nicht scheut und nicht in Gefühlsbettflaschenliteratur das Gehirn ganz verbreit hat, wird wohl durchkommen. Die Fülle der Probleme wird aufgelöst, mit fast feierlicher Einfachheit, wahrer Ehrfurcht vor dem Stoff angepackt, zu einer, sich nie dogmatisch gebardenden Lösung gebracht oder, wo es die Ehrfurcht vor der Wahrheit erfordert, auch offen gelassen. Immer aber ist hinausgewiesen auf denkerische Wege, die ins Lichte und nicht in Wortabgründe und Worttiefen führen. Heute ist ja Ethik oder doch die Rede über Ethik an der Tagesordnung. Auch Russells Buch betitelt ein Kapitel „Ethik“. Aber welche frische, ich hätte fast gesagt naivehrliche Luft weht uns hier entgegen! Und der Schluß dieses helllichtigen Kapitels lautet: „Ein gutes Leben ist eines, das von Liebe beseelt und von Erkenntnis geleitet wird“. — Zum ersten Eindringen in Russells Gedankenarbeit aber ist vielleicht ein anderes Buch von ihm „**Wissen und Wahn; Skeptische Essays**“ (Drei Masken Verlag, München) geeigneter. Das vollste Leben mit allen Fragen, die uns heute quälen oder vor denen wir den Kopf in den Sand stecken, so daß wir, nach Thomas schönem Satz aus der Verlogenheit nicht heraus, aber dafür immer tiefer in die Verlegenheit hineinkommen, umflutet uns hier. Der Skeptiker spricht, nicht etwa der grundsätzliche Zweifler, sondern der Mann, der vom Grundsatz ausgeht: selbstverständlich ist zunächst, d. h. ohne daß man es klar angesehen, nichts. Das führt dann freilich zu Reberien, von denen ich hier nur drei festnageln will: „Leute, die sich für Politik interessieren — Politiker sind ausgenommen — haben Gewißheiten über eine Unzahl von Fragen, angesichts derer jeder Vorurteilslose den Eindruck hat, daß sie sich vernunftgemäßer Entscheidung überhaupt entziehen.“ „Eine Demokratie duldet

einen ehrlichen Politiker bloß, wenn er sehr dumm ist; denn nur ein ganz Dummer kann ehrlicherweise die Vorurteile der größeren Hälfte der Nation teilen.“ „Unter uns gelten solche als Leuchten der Moral, die selber an den gewöhnlichen Freuden vorbeigehen und als Ersatz dafür die Freuden der andern stören.“ Wer solche Kezereien allzu stark als Kezereien empfindet, dem kann ich nur raten, sie zunächst als amüsante Paradoxe anzusehen und Russells Buch selbst zu lesen. — Ein Gleiches gilt auch von Russells Buch: **„Ehe und Moral; Eine Sexualethik“**. Das Schnüffeln am Sexuellen ist ja zur Zeit Mode, und vieles ist wirklich nur lüsterne Geschnüffel oder widerwärtiges Profanieren im Mantel der Wissenschaft, wo die Wissenschaft ihr Recht verloren hat. Aber Russell ist nicht aus dem Tag, in den Tag und für den Tag. Das Problem ist da; es abzuleugnen hilft nichts, wenn Gerichtssäle und Wigblätter es immer wieder enthüllen. Russell löst es nicht; aber wer an seiner Lösung, besser gesagt Entgiftung arbeiten will, sollte an des klaren, sachlich eingestellten Menschenkenners Worten nicht vorbeihoppeln.

Erfreulicher Weise vertritt auch **August Meßner** in seinem neuen Buche: **„Einführung in die Philosophie und Pädagogik“** (Meiner, Spz.) ganz energisch den Standpunkt, daß Philosophie in erster Linie Denkangelegenheit sei. Offenbar haben auch ihn die Erfahrungen, wie ich sie in meiner Volksbildungsarbeit gemacht (das Wort „Volk“ ganz allgemein, nicht nur als Bezeichnung gewisser Schichten genommen) zu seiner unzweideutigen Stellungnahme getrieben. Gerade denen, die so gerne von „Herabreißen“ sprechen — ein heute beliebtes Totschlagewort —, möchte ich folgende Sätze des sonst so friedfertigen Gießener Philosophen zu bedenken geben: „Es sind in neuerer Zeit einzelne philosophische Bücher erschienen, die sich lesen wie ein Roman und die großen buchhändlerischen Erfolg erzielten. Aber bei näherer Prüfung ergab sich, daß die Grundgedanken weder klar noch haltbar waren. Der große „Erfolg“ ist also nur ein Zeugnis für die mangelnde philosophische Urteilsfähigkeit weiter Kreise, auch unter den sog. „Gebildeten“. — Wer den Durchschnittsleser kennt, der hält nicht viel von ihm. Wenn heute so viel geistiges Chaos

herrscht und jeder, der über die Gabe der gewandten Rede verfügt, Beifall und Anhang findet — so beweist dies, wie eine ganz elementare Denkschulung unserem Volke bitter not tut. — Unsere geistige Verwirrung und Zersplitterung kommt nicht von einem Übermaß der Kritik, sondern der Kritiklosigkeit her. Und wenn heute so viel über „einseitige Verstandeskultur“ und „Intellektualismus“ gescholten wird, so rühren diese Vorwürfe meist von Menschen her, die selbst unter einem Übermaß von Verstand nicht zu leiden haben und die meist selbst gar nicht im klaren darüber sind, was Intellekt eigentlich bedeutet. Was an ihren Vorwürfen berechtigt ist, müßte ganz anders formuliert werden.“ — Und an anderer Stelle: „Wir Verteidiger des Verstandes wollen in Wissenschaft und Philosophie Wahrheit erkennen und nichts als Wahrheit. Unser Ziel ist also ein durchaus positives. Wo wir verneinen und zerstören, da tun wir es nur, weil wir müssen, weil unser intellektuelles Gewissen uns treibt, Vorurteile, Irrtümer, Unklarheiten zu bekämpfen. Aber alles Einreißen steht im Dienste des Aufbaues, aller Kampf strebt nach Verständigung.“ Es war höchste Zeit, daß auch ein Mann, der gerade als Popularisator im besten Sinne des Wortes großes Ansehen gewonnen, endlich einmal Front machte gegen das, gerade bei uns in der Schweiz unheimlich überhand nehmende Treiben gefühlvoll-gechwägiger Volksverlehrer (ich bin gerne bereit, „berühmte“ Namen zu nennen), die den Begriff der Wahrheit im alten Sinne der methodisch-ehrliehen Denkrichtung offenbar zum alten Eisen geworfen haben. Meßners Buch in seiner einfachen, hellen, behutjamen Art könnte viel beitragen, vor allem die Köpfe unserer Volksbildner (es sind nicht nur die Lehrer gemeint) zu klären. Das Furchtbare liegt nur darin, daß man einer solchen Klärung gar nicht mehr zu bedürfen glaubt, sondern der Überzeugung ist, daß uns gefühlvolles Geschwätz zu andern Früchten führen könne, als jede andere Art von Geschwätz. Es wäre vielleicht angezeigt, einmal zu untersuchen, warum gerade beim nüchternen Volk der Schweizer der, der nüchternes Denken, d. h. noch lange nicht Gefühlsverachtung predigt, so leicht eben nur ein Rufer in der Wüste bleibt.

Adolf Attenhofer.

Erscheinen, wenn sie das Buch früher gekannt hätte, so hätte sie nicht Martin Luther, sondern den Landsmann Gottelfs, Huldrich Zwingli, geheiratet, und Königin Kleopatra gab Befehl, den Uli ins Ägyptische zu übersetzen.

Im übrigen ist Königin Luise 31 Jahre, Frau de Stael 24 Jahre vor dem Erscheinen des Uli gestorben. Oder nicht? B.

Besprochene Bücher.

- Banse, Ewald:** Neue illustrierte Länderkunde; Westermann, Braunschweig.
Bovet, Pierre: Völker von heute; Neuer Breslauer Verlag, Breslau.
Driesch, Hans: Philosophische Forschungswege; Reinicke, Leipzig.
Gurian, Waldemar: Der Bolschewismus; Herder, Freiburg.
Gaushofer, Karl: Jenseits der Großmächte; Teubner, Leipzig.
 — Geopolitik der Panideen; Zentralverlag, Berlin.
Hedin, Sven: Jehol, die Kaiserstadt; Brockhaus, Leipzig.
Heuer, Reinhold: Thorn; Deutscher Kunstverlag, Berlin.
Maull, Otto: Das geopolitische Erdbild der Gegenwart; Teubner, Leipzig.
Meißner, August: Einführung in die Philosophie und Pädagogik; Meiner, Leipzig.
Rawratzki, Curt: Bevölkerungsaufbau, Wohnungspolitik und Wirtschaft; Heymann, Berlin.
Reuhelvetische Gesellschaft: Schweizer im Ausland; Sadag, Genf.
Paravicini, Eugen: Reisen in den britischen Salomonen; Huber, Frauenfeld.
Rundt, Arthur: Der Mensch wird umgebaut; Rowohlt, Berlin.
Russell, Bertrand: Mensch und Welt; Drei-Masken-Verlag, München.
 — Wissen und Wahn; desgl.
 — Ehe und Moral.
Weigall, Arthur: Echnaton; Schwabe, Basel.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Dehler. Schriftleitung, Verlag und Versand: Zürich 2, Stöckerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stöckerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.

Bücher-Eingänge.

- Alpatov, M. und Brunow, R.:** Geschichte der altrussischen Kunst; Filser, Augsburg, 1932; Textband 423 S. und 94 Abb., Tafelband 137 S. mit 345 Abb.; M. 45.—.
- Bruskus, Boris:** Der Fünfjahresplan und seine Erfüllung; Deutsche Wissenschaftliche Buchh., Leipzig, 1932; 106 S.
- Cherbuliez, A. G.:** Die Schweiz in der deutschen Musikgeschichte; Huber, Frauenfeld, 1932; 403 S. und 81 Bilder; Fr. 17.50.
- Dübi, G.:** Wissenschaft, Technik und Kultur; Francke, Bern, 1932; 64 S.; Fr. 2.25.
- Endruds, Bernhard:** Das Ende der Erwerbslosigkeit: Die Nationalunternehmung; Runge, Berlin, 1932; 80 S.; M. —.70.
- Esfad Bey:** Die Verschwörung gegen die Welt G. P. U.; Etthofen-Verlag, Berlin, 1932; 359 S.
- Gegenwart, Deutsche Zeit- und Streitschriften;** Verlag Edwin Runge, Berlin, 1932; Ihlenfeld, Kurt: Öffentliche Religion — Knittermeyer, Heinrich: Grenzen des Staates — Michel, Wilhelm: Bekenntnis zur Kirche — Sasse, Hermann: Vom Sinn des Staates. Je M. 1.—.
- Hoffmann, Karl:** Flottenabrüstung, Kriegsächtung und Revision; Arbeitsausschuß Deutscher Verbände, Berlin, 1932; 103 S.
- Le Rajeunissement de la Politique;** Editions R. A. Correa, Paris, 1932, 380 S.